



Der Mann am Schanzentisch: Bundestrainer Werner Schuster winkt bald nicht mehr für Wellinger, Eisenbichler und die anderen deutschen Skispringer.

Foto: Imago

„Habe mehr erreicht als gedacht“

Manche Dinge brauchen einfach Zeit, um zu reifen. So war dies auch bei Werner Schuster. Vor etwa einem Jahr, nach dem Goldsprung von Andreas Wellinger bei den Olympischen Spielen in Pyeongchang, dachte Skisprung-Bundestrainer Werner Schuster zum ersten Mal über seine Zukunft nach. „Als ich die Treppe neben der Schanze runtergelaufen bin, habe ich mir die Frage gestellt: Schaffst du noch einmal vier Jahre?“, sagte er am Donnerstag. Die Antwort darauf fand er erst vor wenigen Wochen. „Ich werde meinen Vertrag, der am 30. April endet, nicht verlängern“, sagte der 49-Jährige in Oberstdorf. Seine Stimme wirkte dabei klar und deutlich, doch in seinen Augen waren Emotionen zu sehen. „Noch vor ein paar Wochen konnte ich es nicht formulieren“, berichtete der Österreicher.

Werner Schuster hört als Skisprung-Bundestrainer auf, könnte dem DSV aber trotzdem erhalten bleiben. Zudem locken eine Rückkehr nach Österreich oder ein Sabbatical. Von Klaus-Eckhard Jost, Oberstdorf

wald hatte es der Verband versäumt, sich um den Nachwuchs zu kümmern. Darum kümmerte sich der Neute als Erstes. Er brachte zunächst einmal alle Stützpunkte zusammen, damit diese wieder miteinander kommunizieren. Dann führte er ein gemeinsames Leitbild ein. Nach und nach entwickelten sich junge Talente. Severin Freund gehört dazu, später auch Markus Eisenbichler, Karl Geiger, Stephan Leyhe und Andreas Wellinger. Trotzdem durfte er das Weltcup-Team nicht vernachlässigen. Ausgerechnet Schmitt sorgte mit Silber bei der Weltmeisterschaft 2009 noch einmal für Glanz. „Ich weiß nicht, ob ich ohne Martins Medaille weiter Bundestrainer geblieben wäre“, hat Schuster später einmal gesagt.

Zum Glück ist er geblichen. 2010 holte sein Team Silber bei Olympia in Vancouver. „Wir waren alle Rookies“, ordnet Schuster sein damaliges Quartett mit Michael Neumeier, Martin Schmitt, Michael Uhrmann und Andreas Wank ein. Vier Jahre später wurden Freund, Marinus

Kraus, Wellinger und Wank Olympiasieger. Und vor einem Jahr wurde Wellinger Rückkehr nach Österreich ans Skigymnasium in Stams. Dort hatte vor 21 Jahren Schusters Laufbahn begonnen. Der Coach könnte sich aber auch ein Sabbatical vorstellen. Zum einen, um die Batterien aufzuladen, aber nach der ganzen Zeit könnte er sich auch einmal intensiver um seine Familie kümmern. Vor allem bei seiner Frau Annika bedankte er sich. „Die Zeit war so intensiv, dass das ohne eine intakte Familie und eine starke Frau nicht möglich gewesen wäre“, hob er hervor. Wobei er dann auch von den Reaktionen seiner beiden Söhne Jonas und Janik berichtete. „Die waren gar nicht so begeistert und haben gefragt: Wieso?“, erzählte er.

„Es ist nachvollziehbar, dass es für Werner eine lange Zeit war, die viele Opfer gefordert hat“, zeigte Andreas Wellinger Verständnis. Auch Stephan Leyhe kann den Ausstieg nachvollziehen. „Ich war die halbe Zeit mit ihm zusammen, bin durch ihn gewachsen“, sagte der Willinger. „Ich kann nur danke sagen.“ Für Sportchef Hüttel beginnt nun die Suche nach einem Nachfolger. Stefan Horngarher wäre ein Kandidat. Der Vertrag des Österreichers, der vor seinem Engagement in Polen Schusters Assistent war, läuft ebenfalls nach dieser Saison aus. Ein Kandidat wäre auch Andreas Mitter, der drei Jahre lang Cheftrainer bei den Frauen war.

spannen, weil sie das Personalkarussell so stark drehen. Die Trennung von Brandin Cooks war so eine Entscheidung, die für Kopfschütteln sorgte. In der Regel wird ein Modell entwickelt, mit dem sie diesen Gesetzmäßigkeiten trotzen können. Der „Patriot Way“ ist in der Liga aber nicht durchgesetzt. Immer wieder trennt sie sich das Management in der Vergangenheit kühl von Spitzenspielern, abgesehen von Brady gilt niemand als unersetzlich. Dazu kommt, dass New England bei der Talentreife ganz vorn liegt, oft greifen sich die Verantwortlichen junge Spieler, deren Fähigkeiten von der Konkurrenz übersehen werden. Nichts fürchtet Trainer Bill Belichick, ein Verfechter militärischer Umgangsformen, mehr als Selbstzufriedenheit und Stillstand. Den Konkurrenzkampf um einzelne Positionen treibt er bis ans Limit.

Die Football-Dynastie

Neunter Super Bowl: Die Patriots widersetzen sich den Regelmäßigkeiten des amerikanischen Sports

Aus heutiger Sicht muss es wie ein Märchen an, das es einmal eine Zeit gab, in der die New England Patriots und ihr Quarterback Tom Brady nicht als Favoriten im Super Bowl galten. Eine Geschichte aus längst vergangenen Tagen, in denen das Wünschen noch half. Damals stand Brady am Anfang seiner Karriere, 17 Jahre ist das her. New Englands Finalteilnahme war da noch eine kleinere Sensation, auch weil Brady noch den Status eines frisch aufspielenden Ersatzmannes innehatte. Gegner in der Folge 2002 waren die Rams, damals noch in St. Louis. Quarterback war Kurt Warner, der überragende Spielermacher jener Tage. Kaum jemand setzte eine Cent auf die Patriots. Dass sie am Ende trotzdem gewinnen, gilt bis heute als eine der größten Überraschungen in der Geschichte des Super Bowls.

später wurden Freund, Marinus

spannen, weil sie das Personalkarussell so stark drehen. Die Trennung von Brandin Cooks war so eine Entscheidung, die für Kopfschütteln sorgte. In der Regel wird ein Modell entwickelt, mit dem sie diesen Gesetzmäßigkeiten trotzen können. Der „Patriot Way“ ist in der Liga aber nicht durchgesetzt. Immer wieder trennt sie sich das Management in der Vergangenheit kühl von Spitzenspielern, abgesehen von Brady gilt niemand als unersetzlich. Dazu kommt, dass New England bei der Talentreife ganz vorn liegt, oft greifen sich die Verantwortlichen junge Spieler, deren Fähigkeiten von der Konkurrenz übersehen werden. Nichts fürchtet Trainer Bill Belichick, ein Verfechter militärischer Umgangsformen, mehr als Selbstzufriedenheit und Stillstand. Den Konkurrenzkampf um einzelne Positionen treibt er bis ans Limit.

Längst ist es innerhalb der Liga kein Geheimnis mehr, dass nach New England nur der Titelchancen wegen geht. Wer Spaß am Spiel haben möchte, muss

bei einem der anderen 31 Teams anheuern. Etwa bei den Rams, deren Trainer Sean McVay anders als Belichick als Spielerverstärker gilt.

Die Liste der aus New England Vertriebenen ist lang und die Rachegefühle groß, mit denen sich die Patriots oft konfrontiert sehen. „Verdammt, natürlich war das was Persönliches. Sie haben mich damals einfach in den Müll geworfen“, sagte Running Back Dion Lewis, nachdem er im Herbst mit seinem neuen Team, den Tennessee Titans, gegen New England gewonnen hat. Ähnlich äußerte sich nach dem vergangenen Super Bowl auch LeGarrette Blount, der als Philadelphia Eagle Revanche an den Patriots für den Umgang mit ihm nehmen konnte. In den Reihen der Rams stehen mit Brandin Cooks und Aqib Talib ebenfalls zwei Spieler, die schon für die Patriots auftraten und nun auf Vergeltung aus sind.

Off heißt es in all den Jahren, die Patriots würden den Bogen irgendwann über den Himmel dominieren.

spannen, weil sie das Personalkarussell so stark drehen. Die Trennung von Brandin Cooks war so eine Entscheidung, die für Kopfschütteln sorgte. In der Regel wird ein Modell entwickelt, mit dem sie diesen Gesetzmäßigkeiten trotzen können. Der „Patriot Way“ ist in der Liga aber nicht durchgesetzt. Immer wieder trennt sie sich das Management in der Vergangenheit kühl von Spitzenspielern, abgesehen von Brady gilt niemand als unersetzlich. Dazu kommt, dass New England bei der Talentreife ganz vorn liegt, oft greifen sich die Verantwortlichen junge Spieler, deren Fähigkeiten von der Konkurrenz übersehen werden. Nichts fürchtet Trainer Bill Belichick, ein Verfechter militärischer Umgangsformen, mehr als Selbstzufriedenheit und Stillstand. Den Konkurrenzkampf um einzelne Positionen treibt er bis ans Limit.

New England ist wieder New England, prinzipiell zum Super Bowl. Anders als vor 17 Jahren sind die Patriots klarer Favorit gegen die Rams – weil sie deutlich erfahrener sind. Die Rams galten vor der Saison zwar als einer der aussichtsreichsten Anwärter auf den Super Bowl, wegen der vielen namhaften Spieler, mit denen sie sich verstärken konnten, aber Spitzenkraft wie Quarterback Jared Goff oder Running Todd Gurley stehen noch am Anfang ihrer Karrieren, und in Drucksituationen hat sich in der Vergangenheit oft der Nervenzwicker durchgesetzt.



Denker und Lenker: Quarterback Tom Brady

Foto: AFP

Reformierter Davis Cup: Zverev als Systemkritiker

Qualifikation gegen Ungarn eigentlich nur Formsache

FRANKFURT. Waren es die neuen Davis-Cup-Regeln, die den Frankfurter Oberbürgermeister verwirrt haben, oder hat Peter Feldmann nur keine Ahnung vom Tennis und schlechte Mitarbeiter? Als Feldmann auf die große Ehr- und Freude zu sprechen kam, die Frankfurt als Austragungsort der Qualifikationsrunde des Davis Cups jetzt werde, setzte er noch eins drauf. Besonders stolz machte es ihn, „dass ich gehört habe, dass Frankfurt die einzige deutsche Stadt ist, die ein Davis-Cup-Match ausgerichtet“, tjä, kein Wunder, es steigt ja auch nur ein Spiel in Deutschland. Bis vor einem Jahr hätte es auch mehrere Heimspiele im Davis Cup geben können – wenn die Mannschaft einen Siegeszug durch die K.-o.-Runden gestartet und das Los es so gewollt hätte. Aber durch die von vielen ungeliebte Reform findet nur noch eine Vorrundenbegegnung statt, und dann treffen sich 18 Mannschaften Ende November zum Finale in Madrid, wo der Titel erst in einer Gruppenphase und dann im K.-o.-System ausgespielt wird.

Die Qualifikation steht eigentlich außer Frage. Die Deutschen schiedlen vor zwei Jahren zwar schon einmal als hoher Favorit in Frankfurt aus. Aber die Belgier traten damals mit Spielern in den Welttranglistenregionen zwischen 75 und 150 an. Die Ungarn allerdings kommen aus den Untiefen der Branchenackordnung. In Abwesenheit von Marton Fucsovics übernimmt in Frankfurt Zsombor Pirios die Position der Nummer eins Un-



Spielt nur in Frankfurt: Alexander Zverev, hier mit Boris Becker

Foto: dpa

Die Änderung ist eine Reaktion auf die Tatsache, dass immer mehr Spitzenspieler dem Davis Cup fernblieben, als er noch im K.-o.-Modus ausgetragen wurde. Der zeit- und kraftraubende Einsatz für das Vaterland (Spiele an drei Tagen über drei Gewinnsätze, einwöchiger Gesundheitsurlaub) stand im Widerspruch zu den persönlichen Ambitionen in der ATP-Weltrangliste. Aber der Termin für das Finale ist so schlecht gewählt, dass viele Spitzenspieler ihr Fernbleiben schon angekündigt haben.

„Ein schlechteres System könnte man sich eigentlich nicht ausdenken, da bin ich ganz ehrlich“, schimpfte der deutsche Spitzenspieler Alexander Zverev im Kaisersaal des Frankfurter Körner. „Ich bin 100 Prozent gegen das System. Ich werde in Madrid nicht spielen.“ Die Davis-Cup-Endrunde verlängert die ohnehin mit zehneinhalb Monaten schon grenzwertig lange Saison auf elf Monate. „Ich hatte in diesem Jahr nach dem ATP-Finale in London zwei Wochen Urlaub und habe danach schon wieder nach Australien geflogen“, beschrieb Zverev sein persönliches Programm – und seinen Schluss daraus: „Weniger Erholung und Saisonvorbereitung geht nicht.“

Die Teamkollegen sehen das anders, sie verdienen allerdings auch erheblich weniger als der Welttranglistendritte und werden durch die immens hohen An-

garns – als Nummer 368 der Welttrangliste, Peter Nagy, der zweite Einzelspieler, wird nicht exakt eingestuft, sondern jenseits Position 820 geführt. Zverev überraschte im Kaisersaal mit der Nachricht, schon mal gegen Pirios gespielt und sogar verloren zu haben. „Das war bei einem Future-Turnier, und ich war 15. Er spielt immer noch Future-Turniere, ich habe ihn seit Jahren nicht mehr gesehen.“

Der deutsche Teamchef Michael Kohlmann betonte, dass er das Team professionell vorbereitet wurde, und Philipp Kohlshreiber, der zweite deutsche Einzelspieler, sagte mit erster Miene: „Wir werden die Ungarn sicher nicht unterschätzen.“ Größer, als zu verlieren, ist jedoch die Gefahr, das Publikum durch all zu rasche Siege zu verärgern. Denn erstmals werden die Spiele nur über zwei Gewinnsätze ausgetragen. Und der Sonntag als Spieltag fällt auch weg. Nach den Einzeln des Freitags – Kohlshreiber gegen Pirios und Zverev gegen Nagy – finden am Samstag erst das Doppel und dann die letzten beiden Einzel statt.

PETER HEISS

Geläuterter Heißsporn

Judd Trump ist reif für die großen Snooker-Titel

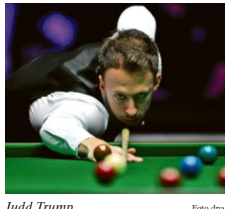
FRANKFURT. Unter den 128 Profis der Weltmeist im Snooker finden sich immer einige, die hinter vorgelagerter Hand über den gedrängten Kalender der „Main Tour“ stöhnen. Tatsächlich stellt die globale Turnierserie der britischen Billardvariante inzwischen erhebliche Anforderungen an die Mobilität. Judd Trump, aktuell Fünfter der Welttrangliste, klagt allerdings nicht. Im Gegenteil: Der 29-jährige Crack aus der englischen Stadt Bristol kann die Kunststanz-Kugeln in diesen Tagen gar nicht oft genug über die riesigen Spieltische treiben. „Jetzt, wo ich einen Lauf habe, will ich nicht, dass es aufhört“, verziet er im Januar. Kurz nach seinem zweiten großen Finalieg innerhalb von sechs Wochen.

Gleich mit 104 gewonnenen Spielen (Frames) hatte Trump alles „The Ace“, wie er sich ankündigt lässt, bei den Masters im Londoner Norden die Legende Ronnie O’Sullivan abgehängt. Wesentlich deutlicher als im November, als er den Titel für die Finalrunde im Finale der Northern Ireland Open in Belfast 9:7 bezwang. Fast noch wichtiger war für ihn die Selbstbeobachtung, dass er sein Spiel gerade merklich komplettiert. Die langen Einsteiger-Bälle (Long Pots) kommen noch zuverlässiger, mit überschaubarem Risiko; die Ablagen (Safetyes) sind deutlich verbessert bis hin zu brillant. Das mögen nur Details sein bei einem Spieler mit so hohem Ausgangstalent, aber was sonst sollte auf der obersten Etage dieses komplexen Sports den Ausschlag geben?

Nur gut also, dass Trump sich eine Woche vor dem World Grand Prix in Chenailnam, beinahe vor seiner Haustür, noch einmal testen kann. Bei den German Masters im Berliner Tempodrom können sie einen wie ihm bestens gebrauchen. Ähnlich wie O’Sullivan, zeigt der eher introvertierte Charakter am Spieltisch phasenweise genialisches Temperament und Können. Anders als in früheren Jahren gehen inzwischen jedoch auch Gelassenheit, Kalkül und Cleverness zum Auftritt. Deshalb sollte sich niemand wundern, wenn der geläuterte Heißsporn vier Jahre nach seinem ersten Finale in Berlin (5:9 gegen Ding Junhui) am Sonntag wieder die letzte Partie bestreitet – zentral der Turnierplan ihm zunächst keine größeren Brocken in den Weg stellt.

steckt ein neuer Hunger durch frische Bestätigung: Vier bis fünf Turniere/erfolge pro Saison sollen ab sofort zusammenkommen. Das erscheint auf einmal nicht mehr unrealistisch. „Er hatte immer schon das Talent“, kommentierte Stephen Hendry, eine andere Snooker-Ikone, für den Sender BBC, „dies könnte ein Karriereumschwung für ihn sein.“

Alle 21 Kugeln schnellsten in die Taschen, alle Gegner in den Staub; das war meist die oberste Maxime, wenn der offensivfreudige Youngster an den Tisch trat. Sein 16. Geburtstag stand noch bevor, als er 2005 mit einer Wildcard in die Elite aufrückte – so früh wie vor ihm keiner. Ab und zu schloss er auf rasante Weise ein kleineres Turnier ab, auf den großen blieb er in aller Regel irgendwem hängen und verlor das Selbstbewusstsein. So nahm er bis heute zwar 3,2 Millionen Pfund an Preisgeldern,



Judd Trump

Foto: dpa

aber noch lange keinen Platz in der Ahnengalerie seines Sports ein, wie er erkannt hat: „Du wirst nicht in Erinnerung bleiben, weil du viele Viertel- und Halbfinals erreicht hast.“

Die jüngste Verjüngung hat viel mit Jack zu tun. Der jüngere Bruder leitet nun das Training. Er lasse ihn gnadenlos an den Defiziten arbeiten, so Trump. Jack ist aber auch bei allen Turnieren dabei und gibt Judd Ruhe und Selbstvertrauen. Dabei ist er inzwischen reifer, souveräner geworden. Im Berliner Tempodrom hat „The Ace“ am Mittwoch jedenfalls ohne erkennbare Mühe das Achtelfinale erreicht, und generell stehen die Türen zu den großen Turnieren plötzlich weit offen – wenn er ihnen nur hinterher steht. „Er ist auf seinem Zenit“, konstatierte Erzzivale O’Sullivan nach dem Finale in London vorbehaltlos. Es klang ein wenig wie: Wir können uns jetzt alle schon mal warm anziehen. BERTRAM JOB